

Sibirische Reiseskizzen [Fortsetzung]

Autor(en): **Huber, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

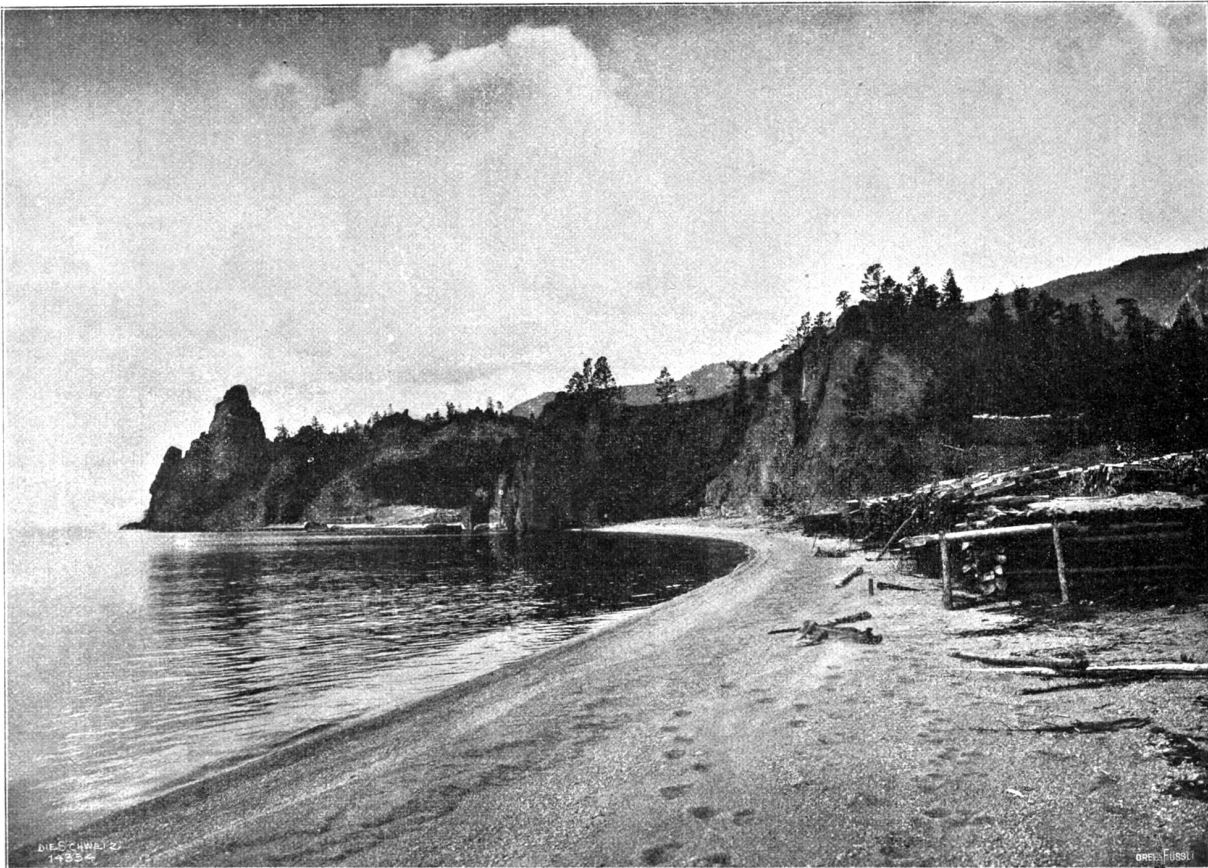
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Ufer des Baikalsees.

Sibirische Reiseskizzen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

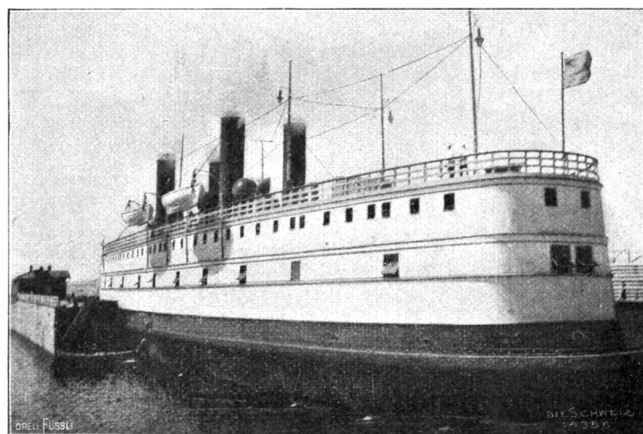
Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

III. Vom Baikalsee durch Transbaikalien nach Wladiwostok.

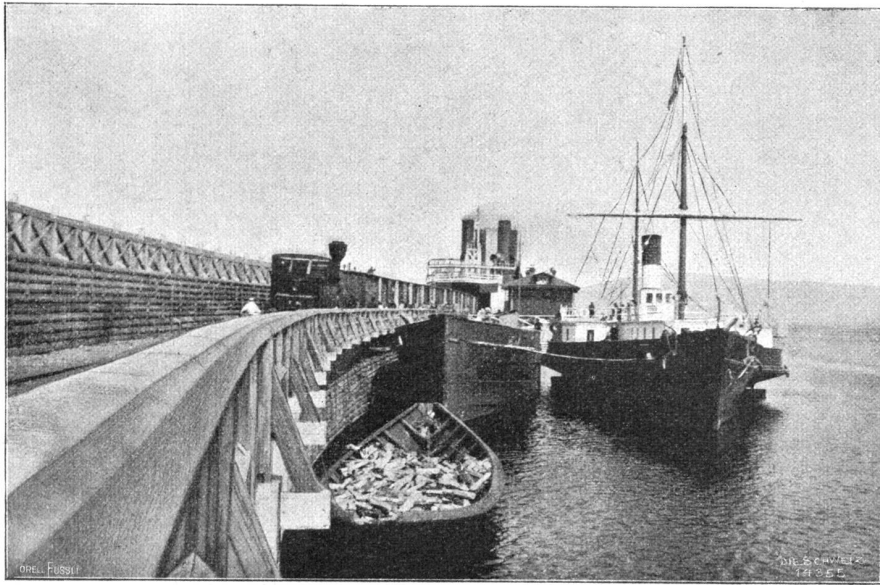
Der Baikalsee kann von Irkutsk aus auf zwei Wegen erreicht werden. Entweder benützt man das letzte Stück der sibirischen Bahn, das Irkutsk mit der etwa siebenzig Kilometer entfernten Endstation Barantschik verbindet, wo die Züge auf ein großes Trajektschiff übergehen — oder man fährt in wenig Stunden auf der blaugrünen, raschen Angara zwischen waldigen Höhen mit dem Dampfer bis zum See hinauf. Gerade unmittelbar beim Ausfluß des Stromes aus dem See ist die Szenerie am schönsten. Der Fluß, nahezu Stromschnellen bildend, schäumt und wirbelt, und aus seiner Mitte erhebt sich ein Fels, der den schamanischen Mongolen heilig ist. Fast unvermittelt ist der Uebergang vom Fluß, der zwischen hohen, dunkelbewaldeten Bergen sich durchzwängt, zum See, der einem Meer ähnlich eine uferlose Wasserfläche zu sein scheint. Erst nach und nach werden im Duft, den ein herrlicher Sommermorgen über alles ausgegossen, die hohen, gegen Süden den See abschließenden Gebirge dem Auge sichtbar. Ostwärts versinken die Berge in der Ferne, und nordwärts dehnt sich die mächtige Wasserfläche an sechshundert Kilometer weit aus.

Den Verkehr über den See besorgen außer einigen kleinen Raddampfern zwei Schraubenboote: „Baikal“ und „Angara“, die im Winter als Eisbrecher dienen und die etwa fünf Stunden Fahrt betragende Strecke von Barantschik nach Nisowaja, dem Anfangspunkt der transbaikalischen Bahn, freihalten sollen. Wegen der außerordentlichen Tiefe und Ausdehnung des Sees

friert er sehr spät zu, die reisende Angara sogar erst im Neujahr. Ist aber einmal das Eis gebildet, so stellt sich die Schicht immer wieder rasch her, und die Eisbrecher haben auf jeder Fahrt die Arbeit neu zu tun, um mit ihrem scharfen, messerartig geformten Vorderbug das Eis zu zer schneiden. Da hiedurch der Verkehr bedeutend verlangsamt und oft durch die häufigen Havarien der Schiffe unterbrochen wird, ist der



„Baikal“, Trajektdampfer und Eisbrecher auf dem Baikalsee.



Myssowaja, Ausgangspunkt der transbaikalischen Bahn. Das Bild gibt den Moment, da ein Militärzug (europäisch-chinesischer Krieg von 1900) aus dem Innern des Trajetschiffes auf den Landungspier herausfährt.

Bau der sogenannten Baikalumgebungsbahn, die um das südliche Seeende herumführt, schon seit Jahren in Angriff genommen worden. Vorderhand müssen die Züge auf dem drei Schienenstränge nebeneinander fassenden, gewaltigen Trajetschiffen „Baikal“ die Ueberfahrt über den See machen. Das Boot, das Maschinen mit im ganzen 3750 Pferdekraften besitzt, kann dreißig große Bahnwagen aufnehmen.

Abgesehen vom Verkehr zwischen den beiden Bahnstationen ist die Schifffahrt auf dem sichreichen Baikal sehr unbedeutend; denn bis jetzt ist die Kolonisation um den See herum noch sehr spärlich. Während der wenigen Sommermonate fährt etwa alle drei Wochen ein kleiner Dampfer nach dem Nordende, und nur eine Verbindung im Jahr, im Frühsommer hin, im Spätsommer zurück, hat ein höchst primitiver, von sibirischen Bauern frequentierter Badeort. Die Umgebung des Baikals ist äußerst reich an besonders starken Mineralquellen aller Art, und man verspricht sich in Sibirien einen großen Aufschwung des Verkehrs durch die Erschließung dieser Quellen.

Die Fahrt über den See bietet kein besonderes Interesse, da man sich zu weit von den Ufern entfernt, als daß die immerhin mäßig hohen Gebirge noch einen nennenswerten Eindruck machen könnten. Erst wenn man sich dem Ostufer nähert, bildet der langgestreckte, an unsere Voralpen erinnernde Chamar-Daban einen imponierenden Abschluß des Seebildes.

Von Myssowaja aus ging ich ab von der Eisenbahnroute und folgte dem sogenannten Kupetscheski-Trakt (was Kaufmannsstraße heißt), den die Teehändler von Kiachta, dem großen Tee-Entrepôt an der sibirisch-chinesischen Grenze, nach dem Baikalsee über den Chamar-Daban gebaut haben, während die eigentliche Postroute von Irkutsk nach Peking am Südennde des Baikals vorbeigeht. Dieser Kupetscheski-Trakt ist der Weg, auf dem der sogenannte Karawanentee eingeführt wird. Damit hat es folgende Bewandnis. Der chinesische Tee, dessen Hauptstapelplätze einige Städte am Yangtschikiang, namentlich Hankau, sind, geht, sofern nicht im Schiff direkt nach einem europäischen Hafen verfrachtet, teils auf dem Fluß, teils zur See, teils auf Kanälen bis über Peking hinaus, wo er, in würfelförmige Lederfäcke verpackt, auf die Karawanen verladen und über Kalgan-Kiachta durch die Wüste transportiert wird, um von dort teils auf der Selenga, einem Fluß Transbaikaliens, teils über den Kupetscheski-Trakt an den Baikal zu gelangen. Von da geht's auf dem Wasserweg nach Irkutsk, und von hier aus dann im Schlitten oder auf der Achse weiter nach Westen. Der Tee wird auf diesem Landwege statt über Meer durch den Suezkanal nur deshalb speidiert, weil der Zoll in Kiachta viel niedriger ist als in den europäischen Häfen Rußlands — eine Maßregel zum Zwecke der Erhaltung des

Ueberlandhandels. Eine Verbesserung des Tees oder seine bessere Konservierung ist nicht Zweck des sogenannten Karawanenhandels. Die wertvollen Teesorten, die nicht monatelang in Lederfäcken der Witterung ausgesetzt sein dürfen, gelangen heutzutage samt und sonders in luftdichten Zinnpaketen auf dem Seeweg nach Odessa, London, Petersburg u. a. D. Was heute noch über Land geht, ist nur der Bedarf der sibirischen Landbevölkerung, größtenteils bestehend in sogenanntem Ziegeltee. Diese billigste und ordinärste Teesorte wird fabriziert aus dem Abfall der besten Sorten, den größten Blättern und dem Teestaub, der, durch Dampf angefeuchtet, in Modeln zu feinharten, ziegelförmigen Stücken gepreßt wird. Das ist die wahre Geschichte von dem mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen angetanen kostbaren sog. Karawanentee.

Die Reise auf dem Kupetscheski-Trakt erfolgte wieder im Tarantaf. Vom Baikal ging es in einem einsamen Waldtal hinauf gegen den Chamar-Daban. Die Fahrt war beschwerlich, da der Trakt in schlechtem Zustande ist, seitdem auch der billige Tee billiger über Europa auf der sibirischen Bahn eingeführt wird. In den sumpfigen Bergtälern besteht die Straße aus quergelegten Baumstämmen, über die der Wagen in mars- und beinerschütternder Weise hinwegholpert. Mein Begleiter erkrankte darob, und so mußten wir einige Tage oben in den Bergen in einer einsamen Poststation liegen bleiben. Ein nicht allzuweit entfernt lebender verbannter Medizinstudent konnte vom Südostrufer des Baikals als ärztliche Hilfe angeboten werden — zum Glück mit Erfolg.

Aber die Fahrt bot gleichwohl hohen Genuß; denn sie führte hinein in die Geheimnisse des sibirischen Urwaldes. Tief im Talgrund die rauschende Myssowaja, eingerahmt von riesenhaften Fichten und Tannen, rechts und links aufsteigend steile Berghänge, im tiefen Schatten liegend, stundenweit bedeckt mit den grauen, fast geisterhaften Skeletten von Tannen, den Ueberresten von Waldbränden, während im Hintergrund noch einige hochragende Gipfel in der Abendsonne leuchteten.

Der Weg war äußerst einsam; während etwa fünf Stunden waren wir nur einer Höhlenhütte begegnet und einem Trupp Mongolen, die, ihre Wagen im Kreise aufstellend, die Pferde im Wald frei laufen lassend, um ein Feuer sitzend, nahe am Wege kampierten.

Spät nachts erreichten wir die erste Poststation, Werchne-Myssowsk, wo wir in der Gaststube zwei Britischen, einen Stuhl und einen Tisch als einziges Mobiliar fanden.

Der durch die Krankheit meines Begleiters unfreiwillig verlängerte Aufenthalt gestattete mir, etwas tiefer in die Taiga einzudringen, in den herrlichsten Waldeszauber, den die nördliche Vegetation wohl bieten kann. Sobald man vom Weg abgeht, befindet man sich in einem wahren Labyrinth, in dem es nur ein langsames Vordringen gibt. Der Boden des Urwaldes ist ein Netz von niedergestürzten Bäumen, die Maischen mit Moos ausgefüllt oder mit Blumen überwuchert. Klastertief darunter rieseln kleine Bäche oder ruht schwarzes Moorwasser. Drum heißt es jeden Schritt wohl überlegen; denn, wer in die Tiefe fällt, ist auf immer verschwunden. Jeder Hilferuf verhallt ungehört in der Einsamkeit. Auch hier wie weiter unten im Tal haben Waldbrände fürchtbar gehaust; da ist ein wüster Wirrwarr von Stämmen, Nesten und Strünken, die einem schwarz verkohlt, die andern der Rinne beraubt in grauem Seidenglanz schimmernd. Mühsam turnt man sich von Baum zu Baum; Stunden vergehen, ohne daß man recht vom Fleck kommt! Das Geheimnisvolle zieht einen immer tiefer hinein; aber die sinkende Sonne mahnt gebieterisch zur Rückkehr.

In einer Tagreise gelangten wir sodann nach Udunga, dem einzigen Dorf längs der Paßstraße über den Chamardaban. Es ist dies eine stattliche Ortschaft, eingebettet in einen herrlich grünen, von hohen, tannenbewaldeten Bergen umgebenen Talgrund. Man glaubt sich in die Schweizeralpen veretzt: die hübschen, sauberen Häuser mit blühenden Geranien unter den Fenstern, das schlichte Holzkirchlein außerhalb des Dorfes, das Glockengeläute des auf den grünen Alpwiesen weidenden staatlichen Viehes, die Ruhplanken an den Hängen, alles mutet einen heimatlich an, nur die Zigaretten rauchenden Sennerinnen stellen das Russisch-Asiatische vor.

Stwärts von Udunga beginnen die den burjätisch-buddhistischen Selenga-Kloster reservierten Gebiete. Von Udunga, dem letzten russischen Dorf auf der Ostseite des Chamardaban, bis zu dem großen Lama-Kloster am Gänsee hat man noch etwa zehn Stunden im Tarantaf zurückzulegen. Die Strecke ist reich an landschaftlichen Schönheiten und außerordentlich wechselvoll. Zunächst verfolgt man den Trakt nach Kiachta, dann biegt man ab in ein Seitental, das eine geradezu zauberhafte Szenerie bietet. Einen auffallenden Gegensatz zu den sibirischen Pofistrafen bildet hier der vorzügliche Fahrweg, den die mongolischen Kofaken nach dem großen Kloster gebaut haben. Der Tarantaf fliegt über die treffliche Straße wie über einen Parkweg durch einen herrlichen Fichten- und Lärchenhain. Der Talgrund ist überall bedeckt mit den hellen, graziösen und hochstämmigen Lärchen, während dahinter pyramidenförmige Hügel in großer Zahl sich erheben, alle mit dunklen Fichten bestanden. Dann führt die Straße wieder durch Hohlwege, überdeckt von dem zierlichen Gezweige der Bäume, bald wieder in den tiefsten Waldeshatten hinein, wo Birken sich zwischen das Nadelholz drängen, nun an den tiefen Waldeschluchten hoch am Abhang entlang; dann geht's in rasendem Galopp in die Tiefe hinunter, um auf der andern Seite wieder steil in die Höhe hinaufzusteigen. Überall leuchtet vom hellblauen Himmel eine strahlende Sonne in den Wald und wirft ein Neß zitternder Schatten über den Weg. Eine würzige Alpenluft rauscht durch die Bäume. Stunde um Stunde nichts als diese Waldesamkeit.

Dann aber ändert sich fast plötzlich die Szenerie; nahezu unvermittelt tritt die Steppe an die Stelle der Taiga. Man glaubt auf einem Paß in den Hochalpen zu sein. Kein Baum, kein Strauch, nur Geröllhalden von braun-violettlem Gestein, oder hohe, mit dürrer Steppengras bedeckte Hänge. Auf den Gipfeln, Kämmen und Kanten tritt der nackte Fels hervor und macht in der eigentümlichen Beleuchtung der Wüste den Eindruck, als hätte man in der Ferne mächtige, hohe Gipfel vor sich. — Bald öffnet sich das öde Steppental, und schon schimmert in der Ferne die leuchtende, blaue Wasserfläche des mächtigen Gufiny Osero (Gänsee). Jenseits des Sees bilden den Horizont im Duf halbverschleierte, fahle Gebirge.

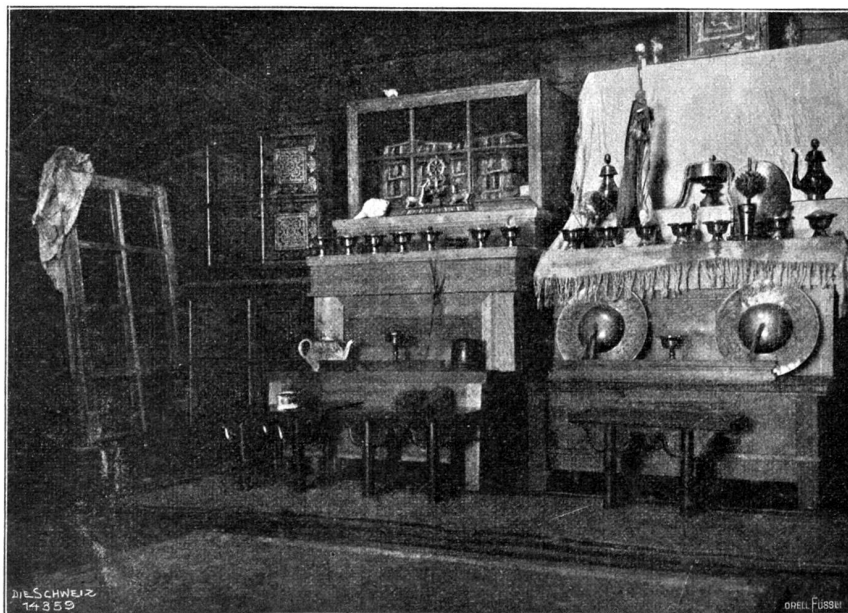
Nabe dem Ufer machen wir Halt in einem kleinen Mongolendorf, das aus wenigen einstöckigen Blockhäusern besteht. Das Haus, in dem wir rasten, bilden zwei Zimmer, vor denen sich eine gedeckte Veranda befindet, auf der uns der Samowar serviert wird und wo sich fast das ganze Leben der aus zwei Männern, einer Frau und zahlreichen Kindern bestehenden Familie abzuspielen scheint. Nur die Frau hat noch die typische Mongolentracht, ähnlich der oben beschriebenen Kleidung der Irkutsker Burjätinnen. Männer und Kinder dagegen tragen die roten russischen Blusen, dunkeln Hosen und hohen Stiefel. Besonderes Interesse bietet das eine Zimmer, das als gute Stube, als Hauskapelle und Milchammer dient. An der Wand dem Eingang gegenüber befindet sich ein hübsch aufgerüsteter buddhistischer Altar, über und

über bedeckt mit allerlei rituellen Gegenständen, unter denen namentlich eine Holzbüchse, die eine Gebetmühle einschließt, von besonderem Interesse ist.

Von Selba — so heißt das kleine Mongolendorf — geht es parallel zum Seeufer durch die salzige, tote Steppe. Gegen Westen erheben sich, allmählich vom See aufsteigend, die fahlen Ausläufer des Chamardaban, hinter denen sich die noch der Waldzone angehörenden Teile des Gebirges abheben.

Der See leuchtet in einem Blau, wie es die Tropen nicht hervorzaubern können; es ist ein wahrhaft metallisches Leuchten! Das saphirblaue Wasser ist eingerahmt von der Steppenlandschaft, die teils infolge der Bodenbeschaffenheit, teils infolge merkwürdiger Lichtwirkungen mit einem weinroten, blassen Licht überglänzt zu sein scheint. Im Westen treten deutlich, aber in unsagbar zartem Duf die Berge an der chinesischen Grenze hervor. Auf einmal gewahrt man am Horizont die chinesischen Dächer des Gufinoserki Daban, des größten lamaistisch-buddhistischen Klosters Transbaikaliens. Eine mächtige dreistöckige Pagode erhebt sich aus einem Meer von kleinen Holzhäuschen, zwischen denen sich noch einige kleinere Tempel befinden. Bald steht unser Tarantaf vor einem großen, rot gemalten Tor, wo uns ein Laienbruder empfängt. Hohe Empfehlungen sicherten uns günstige Ausnahme. Für besondere Gäste besitz das Kloster ein kleines Gastgebäude, das nach europäischer Art eingerichtet ist und einige Wohnzimmer enthält. Als bald erschien der Sekretär des Abtes, ein des Russischen kundiger Mongole, um unsere Empfehlungsschreiben an den Scherenui, d. h. den Abt, in Empfang zu nehmen. Nach kurzer Zeit meldete sich dieser selbst in Begleitung eines Lama an, um uns zu bewillkommen. Der Abt ist ein alter Herr mit grauem, kurz geschorenem Haar, rundem, fleischigem Gesicht. Er trägt einen gelben seidenen Talar mit schwarzem Sammetragen und blauen Aermelaufschlägen, darüber nach römischer Art eine rotseidene Toga. Der mongolische Sekretär vermittelte nun eine lange Konversation, in deren Verlaufe er sich angelegentlich nach der ihm bis dahin unbekanntem Schweiz erkundigte, deren republikanische Staatsform aber ihm schwer begreiflich zu machen war. Sodann überreichte ich ihm das bei solchen Klosterbesuchen übliche, von mir in Irkutsk noch in aller Eile gekaufte Gastgeschenk. Es war ein silberner Löffel mit einem Serviettenband, ein Geschenk, das dem Abt sehr gut gefiel und das er durch wertvolle Gegengeschenke erwiderte. Nur der Zweck des Serviettenrings war ihm ebenso neu wie unerklärlich. Während der Unterhaltung tranken wir nach chinesischem Brauch Tee und mußten aus Höflichkeit uralten Konfekt hinunterwürgen.

Der Gufinoserki Daban ist eines der zweieunddreißig buddhistisch-lamaistischen Klöster Transbaikaliens. An der Spitze



Buddhistischer Hausaltar in einer mongolischen Hütte zu Selba (Transbaikalien).



Dajan in Transbaikalien (Tempel eines Lamaklosters).

In der Mitte der Abt, rechts von ihm ein Lama, zu äußerst rechts ein mongolischer Kutscher, links ein Novize.

jedes Klosters steht ein Scheretui oder Abt, und über all diesen transbaikalischen Aebten steht wiederum ein Erzabt oder Chambalama. Dieser Chambalama untersteht unmittelbar dem Dalai-Lama von Lhassa in Tibet. Das Kloster am Gänjensee besteht erst seit hundertfünfzig Jahren in seiner heutigen Gestalt. In älterer Zeit wurde der Gottesdienst in Zelten abgehalten. Dieses Kloster ist zugleich auch die Residenz des Chambalama und überragt an Größe und Ansehen alle andern lamaistischen Stifte im nördlichen Asien, mit Ausnahme desjenigen von Urga in der chinesischen Mongolei.

Nach Schluß der Begrüßung lud uns der Abt ein zum Besuch eines Gottesdienstes im großen Tempel. Dieser Tempel hat einen monumentalen Unterbau aus Stein im tibetanischen, an den altperischen erinnernden Stil. Die obere Stockwerke sind aus Holz und verjüngen sich nach oben. Hier ist die chinesische Bauart ganz dominierend. — Durch eine weite

bis zum folgenden Tag. In Begleitung eines Lama machen wir einen stundenlangen Gang durch die Klosterstadt. Nicht unbedeutend sind die Schätze dieses Dajan. In Nebenkapellen des großen Tempels sind Nischenbilder Buddhas und verschiedener seiner Inkarnationen aufgestellt. Auch eine Bibliothek befindet sich hier. Die buddhistischen Schriften der Lama sind meist in tibetanischer Sprache geschrieben, einzelne auch in mongolischer; die Lama müssen beide Sprachen beherrschen. Die Bücher dieser Bibliothek sind von eigentümlicher Form: sie bestehen, ähnlich wie in Siam und Birma, aus schmalen, rechteckigen Papier- oder Bambusstreifen, die zwischen zwei rotlackierten Brettchen eingebunden sind, während die chinesischen Werke mehr unsere Buchform haben.

Um den Haupttempel herum legt sich in symmetrischer Anlage die Klosterstadt, das sind mehrere hundert kleine Häuschen, in denen teils die Mönche, teils Laien wohnen, die oft mit ihrer Familie auf längere oder kürzere Zeit ins Kloster kommen, um ein religiöses Leben zu führen; namentlich vornehme Mongolen haben in diesen Klöstern ihre festen Absteigequartiere.

Inzwischen ist es Abend geworden. Steppe und Berge sind in tiefe Abenddämmerung gesunken. Nur der Horizont leuchtet gegen Westen in goldener Glut, die gegen Norden und Süden in rötliche Töne verblaszt. Der See im Norden, uferlos wie ein Meer, strahlt trotz der eintretenden Nacht in tiefstem Blau; keine Wolke steht am Himmel. In den Straßen der Klosterstadt wird es einsam. Hier und dort huscht ein Mönch in seiner roten Toga nach seiner Behausung. — Da auf einmal ertönen durch die tiefste Abendruhe vom Tempel her die Tuben und Trompeten mit ihren geisterhaften Klängen in eigentümlichem Wechselklang. Ueber den in der Nacht verblässenden Gebirgen jenseits des Sees steigt der Vollmond als blaßrote Scheibe empor. —



Kleiner Dajan.



Hafen von Vladiwostok.

Daselbe Konzert weckte uns am folgenden Tag in der Frühe. — Reich beschenkt verließen wir die merkwürdige Lama-stadt in der transbaikalischen Steppe und erreichten nach einigen Stunden Fahrt die Stadt Novo-Selenginsk. Von da waren es nochmals hundertzwanzig Kilometer durch die Steppe bis zu der nächsten Station der transbaikalischen Eisenbahn. Diese Linie war damals eben eröffnet worden und hatte den Zweck, den Baikalsee mit dem Flußsystem des Amur zu verbinden. Heute gehen die Züge direkt durch von Baikal durch die Mandschurei bis nach Dalny am Gelben Meer. Die Reise von Transbaikalien bis Wladiwostok, dem Endziel meiner transsibirischen Reise, war mit allerlei Schwierigkeiten verbunden; denn es war die Zeit, während der die vereinigten Mächte den Vorerkaufstand in China im Jahre 1900 bekämpften. Der Zivilverkehr war größtenteils unterbrochen; denn die meisten Bahnzüge und die Dampfer auf den Flüssen waren für die Militärtransporte reserviert. — An vielen Orten sah man die Spuren des Krieges deutlich, da auf der Fahrt von Stretensk nach Chabarowsk den Amur hinter dieser Fluß auf nahezu zweitausend Kilometer die Grenze zwischen Rußland und China, das heißt der Mandschurei, bildet. Auf dem chinesischen Ufer waren von den Russen die wenigen Dörfer und Städtchen sämtlich niedergebrannt worden, und zwei Wochen vor meiner Ankunft in Blagowestschensk, dem Hauptplatz am Amur, waren dort Tausende von Chinesen vom russischen Pöbel — man weiß nicht, ob auf Aufstößen oder unter Duldung der Polizei — erschlagen oder in den Fluß getrieben worden. Die Fahrt auf dem Fluß, die in Folge allerlei Störungen beinahe zehn Tage in Anspruch nahm, bietet kein großes landschaftliches Interesse. Tag um Tag fährt man zwischen mächtig hohen, bewaldeten, fast ganz unbewohnten Ufern durch, und in seinem Unterlauf ist dieser gewaltigste Strom des nordöstlichen Asiens so breit (bisweilen zehn Kilometer) und das umliegende Land so flach, daß man sich auf einem großen See zu befinden glaubt. In Chabarowsk konnten wir wieder die Reise mit der Eisenbahn fortsetzen. Nach dreißig Stunden erreichten wir Wladiwostok, das vor der Erschließung der Mandschurei durch Rußland der Endpunkt für den transkontinentalen Verkehr war; heute macht ihm das im Jahr 1900 noch ganz unbedeutende Dalny Konkurrenz, da dieses der eigentliche Terminus der großen sibirischen Eisenbahn sein soll.

Wladiwostok gehört unstreitig zu den schönsten Häfen der Erde, am ähnlichsten Hongkong, wenn auch nicht so großartig

wie dieses. Die Stadt Wladiwostok zieht sich, an hohen Hügeln aufsteigend, weithin längs des sogenannten Goldenen Horns, des innersten Armes des großen verzweigten „Meerbusens Peters des Großen“. Von den Bergen herab, die sich im Norden der Stadt erheben, bietet sich ein grandioses Panorama: zu Füßen die Stadt mit stolzen Bauten, ausgedehnten europäischen, chinesischen und coreanischen Quartieren, der Hafen wimmelnd von Schiffen aller Art, von den kleinen flinken Pinassen, die den Verkehr zwischen den ankernden Schiffen und dem Ufer vermitteln, bis zu den gewaltigsten Schlachtschiffen, über die Rußland gebietet. Hinter den nächstliegenden Landzungen erheben sich aus dem Meer gebirgige Inseln, und gegen Westen verliert sich im Dufte der Ferne ein hohes Gebirge, das die Grenze gegen Korea bildet. Wladiwostok ist keine typisch russische Stadt; es hat einen ausgesprochen kosmopolitischen Charakter. Als Haupthandelsplatz des östlichsten Teils von Ostasien gehört, hat Wladiwostok eine starke Beimischung deutscher, englischer und amerikanischer Elemente; denn der Import und Export liegt zu einem großen Teil in ausländischen Händen. Allerdings ist Rußland bestrebt, immer mehr den Handel seinen eigenen Leuten zu reservieren, und es ist nicht zu leugnen, daß die Russen auch auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet in Sibirien und dem pazifischen Asien Gewaltiges geleistet haben. Sie erobern nicht nur politisch und militärisch; der unbefangene Beobachter kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Rußland auch in wirtschaftlicher Beziehung im fernen Osten mehr und mehr Fuß faßt und daß es dabei über eine Diplomatie, ein politisches System und eine Verwaltungspraxis verfügt, die den asiatischen Bedürfnissen mehr angepaßt sind als die irgend einer andern Macht, England vielleicht ausgenommen.

In Wladiwostok fühlt man sich schon nicht mehr so recht in Sibirien. Zwei Tage Seefahrt, und man landet in Nagasaki, wo man sich plötzlich in eine andere Welt veretzt glaubt. — Gewiß bietet Sibirien manche landschaftliche Schönheit; der Zug ins Grobartige ist der russischen Kolonisation in Asien unverkennbar aufgeprägt; aber was fehlt, ist das Ästhetische, das Schöne. Sibirien ist brutal. In Japan ist man in einer Welt, in der das Schöne zum führenden Lebensprinzip erhoben ist; in Japan findet man eine Nation, die mehr als irgend eine andere der Welt gewußt hat, den Menschen und die Natur zu einer ästhetischen Harmonie zu verschmelzen.

Professor Dr. Max Huber, Zürich.

✻ Agathe ✻

Studie von A. Häberlin, Frauenfeld.

Nachdruck verboten.

Es war sechs Uhr abends, und eben ertönte die schrille Fabrikpfeife, die den Arbeitern der Baumwollspinnerei den Feierabend ausrief. Bald darauf strömte der Menschenschwall aus den geöffneten Toren, die zum Fabrikhof führten. In Gruppen stehend die einen, selbstweit die andern, bald langsam schlendernd unter Gespräch und Neckerei, bald eiligen Schrittes nach Hause strebend, füllten die Arbeiter die Straße. Ganz allein und ohne Teilnahme für die Umgebung zu zeigen, ging ein Mädchen, das vielleicht zwanzig, vielleicht dreißig Jahre zählen mochte. Auffallend waren an ihm die brennend roten Haare, die unter den Kameraden den Spottnamen „das Zündholz“ aufgebracht hatten. In der Tat konnte man auch jetzt, beim hastigen Vorübergehen des Fabrikmädchens, das Wort vom einen und andern Gassenjungen nachrufen hören. Die Angerufene schien keine Notiz davon zu nehmen. Wer ihr aber ins Gesicht schaute, der konnte bemerken, wie ein bitterer Zug um den Mund sich noch verdärfte. Bemühend war es, in dies Gesicht zu schauen, das einen feindseligen, abwehrenden Ausdruck trug und daneben wieder eine ängstliche Unsicherheit, wie sie dem mangelnden Selbstvertrauen zu eigen ist.

Das Leben hatte Agathe bisher wenig Gelegenheit geboten, ihr Selbstvertrauen zu stärken. Sie war unter einer rohen Mutter aufgewachsen, die kein Hehl daraus machte, daß ihr die Kinder zur Last fielen. Früh hatten die Geschwister angefangen, über ihre roten Haare zu spotten und sie darob über die Achsel anzusehen.

Einen Moment hatte ihr Gemüt sich erschließen wollen — als sie in die Schule kam. Da saß sie neben einem lieblichen, sanften Mädchen, Ulrike. Das erzählte von feinen Puppen, von der großen Puppenmama, vom kleinen Puppenkind, von der Wiege mit himmelblauen Vorhängen. Und von der Puppenküche mit den winzigen Töpfchen, den kleinen Gabeln und Löffeln erzählte sie. Agathe staunte, daß es solch niedliche Sachen gebe, und feuerte mit ihrem Staunen die kleine Erzählerin zu immer lebhafteren Schilderungen an. Die kleine Klaudertische! Da zog sie auch noch ihre Marmelkugeln hervor und ließ sie durch die Finger gleiten und zählte sie. Und siehe, da waren zwei wunderbare, besonders große darunter, die waren von Glas, und mitten in der Kugel erblickte man schönfarbige Figuren; wie mochten die nur hineingekommen sein? „Auf — ab, auf — ab,“ rief der Lehrer und zog auf der Wandtafel dünne und dicke schräge Striche.

„Sieh, diese Kugel schenke ich dir,“ sagte die kleine Ulrike und streckte Agathe eine von den prachtvollen Glaskugeln hin. Agathe wurde feuerrot vor Freude. Das war ja gar nicht möglich, etwas so Grobartiges zu verschenken. Mit zitternden Händchen griff sie danach, da — taram, taram, taram — kollerte die Kugel ihr aus der kleinen Hand, kollerte über die Bank hinunter, unter den andern Bänken durch bis zur Wandtafel vor. Die Schüler lachten; der Lehrer kehrte sich um, legte die Kreide aus der Hand, sah scharf durch die Brille: „Wem gehört die Kugel?“

Herzhaft erhob Agathe ihren Zeigefinger.